

Der späte Niebuhr in seinen Briefen : zum Abschluss des Editionswerkes von Eduard Vischer

Autor(en): **Stadler, Peter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera**

Band (Jahr): **35 (1985)**

Heft 2

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-80949>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER SPÄTE NIEBUHR IN SEINEN BRIEFEN

Zum Abschluss des Editionswerkes von Eduard Vischer

Von PETER STADLER

Mit den Bänden II–IV der «Neuen Folge» ist das von Eduard Vischer (in der Nachfolge von Dietrich Gerhard und William Norvins) umsichtig und akribisch betreute grosse Editionsunternehmen der Niebuhr-Briefe vollendet worden¹. Es gilt einem Gelehrtenleben, das sich zwischen politischer Öffentlichkeit und wissenschaftlicher Zurückgezogenheit (die dann menschlich doch nicht ganz befriedigt und ausfüllt) in einem eigentümlichen Spannungsverhältnis bewegte. Denn Niebuhr wurde das, was im Frankreich des 19. Jahrhunderts keineswegs selten war, was aber im deutschen Bereich überaus selten blieb: ein gelehrter Historiker, den es nicht nur zur Politik trieb, sondern der sich wenigstens zeitweise als Staatsmann betätigen durfte.

Die Briefe der letzten Lebensphase, nämlich der Jahre 1823–1830, die diese Bände umspannen (Niebuhr starb am 2. Januar 1831, erst 54jährig), gelten auch dem schweren und langen Abschied von der praktischen Politik. Die Botschafterzeit in Rom liegt hinter ihm, eine wirklich glückliche war sie nicht gewesen, wie überhaupt seine Fähigkeit zum Glücklichein beschränkt blieb. Band II beginnt mit der Rückkehr aus Italien, die nach Tiroler Zwischenstationen in die Schweiz führt und einen längeren, gelehrten Aufenthalt in St. Gallen (und einen kürzeren in Zürich) ergibt. Über die wissenschaftlichen Ausbeuten dieses Zwischenspiels (das «Schatzgraben») hatte Vischer seinerzeit schon in seiner Abhandlung «Ildefons von Arx und Barthold Georg Niebuhr» (Ildefons von Arx 1755–1883, Olten 1957, S. 79–99) berichtet; die Briefe geben allgemeinere Eindrücke aus der Schweiz wieder. Sehr günstig sind sie nicht – und der Regensommer, in welchen der die römische Sonne nun doch vermischende Exdiplomate hineingeriet, mag das seine zu den eher grämlichen Impressionen beigetragen haben. So «haben die Berge in der Schweiz ein peinigendes rohes und ungestaltetes Ansehen in ihren zackigen ganz disharmonischen Formen: die Tiroler Gebürge sind viel schöner, und eben so die Berge bey Heidelberg, die wirklich den anziehenden Umrissen der schönsten italiänischen Berge nicht nachstehen» (II, S. 79: 8. 8. 1823). Noch nach Jahren klingt es ähnlich: «Die Schweiz an sich hat mir schlecht zugesagt: ja der Ärger über die Prellereyen die dem Reisenden bey jedem Tritt auflauern, macht sie einem verhasst»; dergleichen widerfahre einem im Tirol viel seltener. Immerhin fügt er, offenbar durch Bonner Begegnungen mit Studierenden milder gestimmt, hinzu: «junge Schweizer im Auslande haben etwas sehr empfehlendes in ihrer Art und ihrem Wesen» (III, S. 383, 2. 11. 1828). Einer von diesen

¹ *Barthold Georg Niebuhr, Briefe 1816–1830*. Hg. von EDUARD VISCHER. Bände II–IV. Bern, Francke, 1982–84. 515, 643, 268 S.

Jungen dürfte wohl Bluntschli gewesen sein, der in seinen Erinnerungen über die bei Niebuhr genossenen Vorlesungen berichtet und dem Lehrer noch kurz vor dessen Lebensende seine Schrift über die Zürcher Verfassung zusandte und mit gewichtigen Bemerkungen verdankt erhielt (IV, S. 140 f., 2. 12. 1830). Wieweit sich Niebuhr nachträglich zu einer Korrektur über Zürichs «un glaubliche Mittelmässigkeit» (II, S. 78, 8. 8. 1823: «Von Zürich bis Eglisau am Rhein ist die Landschaft für eine schweizerische Gegend lächerlich unbedeutend») bewogen fand, muss offenbleiben – jedenfalls gehören solche Bemerkungen mit in eine längere Reihe von Negativurteilen über unser Land, die sich über Gobineau und den Grafen Keyserling bis in unsere Gegenwart verlängern liesse und der einmal nachzugehen der Mühe wohl lohnen würde. Freilich sind es auch politische Sorgen, die sein Bild der Schweiz verdunkeln. «Hier in der Schweiz stinkt in den Zeitungen der allerpöbelhafteste Liberalismus entgegen. Dieser ist das ganz vorherrschende Glaubensbekenntnis, die Aristokratie und wahrscheinlich auch die kleinen Cantons ausgenommen. Man ängstigt sich mit dummen, von der Bosheit beyder Pole des Bösen ausgesprengten Gerüchten, die ganz gewiss ohne irgend einigen Grund sind» (II, S. 24, 16. 6. 1823). Aber «das vorspukende Unglück», von dem Niebuhr dann im Sinne einer Imagination spricht, besteht immerhin in den sehr konkreten Bedrängnissen im Zeichen des Presse- und Fremdenconclusum – da ist der Preusse optimistisch und «überzeugt, dass die Mächte die ihnen beygemessene Absicht nicht haben – wer sollte denn besezen? Ich will nicht fragen, zu welchem Zweck?» Sogar die ruchbar gewordenen Aktivitäten des in die Pariser Emigration gegangenen Karl Ludwig von Haller und seiner reaktionären Gesinnungsgenossen alarmieren ihn weiter nicht. «Das Thoren sich mit solchen Projecten tragen, ist wohl sehr glaublich; dass sie etwas Bedeutendes unternehmen können, nicht denkbar: die Tücke der Liberalen und ihr Bedürfnis zu hassen und zu verschreyen giebt wohl hauptsächlich der Sache einen Schein von Wichtigkeit.» Käme es aber tatsächlich zu einer Invasion, so wäre auf ernsthaften Widerstand «ausser von den Aristokratieen und antiliberalen kleinen Cantonen» kaum zu rechnen, am wenigsten in den neuen Kantonen. «Denn hier hat sich noch gar kein Band zwischen Obrigkeit und Volk gebildet, und man fühlt es, wie unerfreulich das ganze Wesen ist» (II, S. 37–38, 21. 6. 1823).

Amplitude und Begrenzung der politischen Ansichten Niebuhrs werden anhand solcher Äusserungen erkennbar. Gewiss steht dieser staatsmännische Gelehrte nicht «rechts», wenn man vom preussischen Spektrum der Restaurationsjahre ausgeht, wohl aber unter dem Gesichtswinkel jener geistigen Strömungen, welche die schweizerische Regeneration präludieren. Spannungen und Unbehagen lassen sich zumindest partiell doch auch aus der damaligen Lebenssituation erklären. Niebuhr sah mit dem Ende der römischen Mission seine politische Laufbahn noch keineswegs als abgeschlossen an; es war vom Eintritt ins Ministerium die Rede, und der Gelehrte verbrachte lange und erst noch kostspielige Wartezeiten in Berlin, ehe sich schliesslich – und definitiv eigentlich erst im Frühjahr 1830 – entschied, dass man ihn in der Hauptstadt eigentlich nicht brauchen konnte. So nahm er, «rendu à ses chères lettres» (wie ein in diesem Falle passendes französisches Spottwort lautet), mit der Lehrtätigkeit in Bonn vorlieb, die aber nicht mit den üblichen Fakultätsverpflichtungen eines Ordinariats beladen sein sollte, sondern ihm einen Schein von grandseigneuraler Unabhängigkeit beliess. Die Sache liess sich gut an, die Studenten strömten ihm zu, obwohl er kein eleganter Redner wie Savigny oder Schleiermacher war.

«Die Fülle des Stoffes und der Reichtum der Gedanken waren zu gross; er konnte sie nicht sofort in der Rede bewältigen», schreibt Bluntschli. «Das schadete jedoch dem Eindruck nicht; vielmehr wurde die Aufmerksamkeit der Hörer noch gespannt, weil sie gewissermassen mithelfen mussten, den passenden Eindruck zu finden, der niedergeschrieben werden konnte.» (Denkwürdiges aus meinem Leben I, Nördlingen 1884, S. 79). Dieser Aufschwung überträgt sich auf die Briefe; der verstimmte Ton beginnt zu weichen; ein Schreiben wie das vom 17. Mai 1825 ist eines der wenigen ganz glücklichen der ganzen Sammlung. Die Neubearbeitung des ersten Bandes der Römischen Geschichte wird zu einem grossen Erfolg; Goethe lässt sich anerkennend verlauten, Übersetzungen kommen heraus. Der Sohn Marcus, die grosse Hoffnung unter der etwas rasch angewachsenen Kinderschar, macht schöne Fortschritte. Doch hält der Sonnenschein über Niebuhrs Leben nicht allzu lange vor; «ich erkenne leider die Züge meiner alten hypochondrischen Stimmungen für Leib und Seele wieder», heisst es im März 1827 (III, S. 99); an sich erfolgreicher Einsatz für einen im Amte bedrohten und menschlich schwierigen Kollegen hinterlässt wegen dessen Undankbarkeit zwiespältige Gefühle; die Gesundheit lässt mit dem Eintritt ins sechste Lebensjahrzehnt immer mehr zu wünschen übrig. Unzufriedenheit auch mit dem Fortgang der Politik, der wenig verheissungsvollen Entwicklung des griechischen Befreiungskampfes. «Das entsetzliche Schicksal Missolongis macht mich aber für das unmittelbar nächste und das fernere ganz stumpf.» Und es ist ein geringer Trost, dass der Sohn, «der erst jetzt angefangen auf die Weltbegebenheiten aufmerksam zu werden», darob «ganz zerrissen» wird (III, S. 33, 21. 5. 1826). Deplo- rabel an der ganzen Diagnose bleibt nicht zuletzt der Umstand, dass Niebuhr eigentlich keiner der Grossmächte mit innerer Sympathie begegnet: Russland hasst, England verachtet, Frankreich misstraut er, und die Zukunftsaussichten Preussens – auf dessen Steuerung er durch häufige (und offenbar nicht immer gelesene und immer seltener beantwortete) Briefe auf den Kronprinzen Einfluss zu nehmen hofft, – erscheinen ihm auch nicht eben verheissungsvoll. Eine ganz schwere Heimsuchung im wörtlichen Sinne ist dann die teilweise Zerstörung seines eben bezogenen Hauses durch eine Feuersbrunst im Februar 1830. Vieles geht verloren, und es ist daneben fast ein Glücksfall, dass der zweite Band noch erscheinen kann. «Jene Nacht des Entsetzens» tönt in den Briefen noch lange nach, und es mag als relative – für den heutigen Historiker allerdings nur mit nostalgischen Gefühlen ermessbare – Erleichterung erscheinen, dass «das Honorar» (des fertig gewordenen zweiten Bandes) «zur Bestreitung der Kosten des Hausbaus und der Einrichtung geht». Als es soweit ist, stellen Ausbruch und Folgen der Julirevolution wieder alles in Frage; Niebuhr befürchtet einen europäischen Krieg und von diesem den neuerlichen Ruin seiner so mühsam rekonstruierten Habe. Die Sorgen und Urteile über diese Umwälzung füllen fast genau den ganzen vierten Band. Der Historiker urteilt diesmal aufgeschlossener für die Bewegung als seinerzeit in der Schweiz, er erkennt die Verblendung der reaktionären Partei und kommt darüber mit dem Freiherrn vom Stein völlig auseinander. Im Unterschied zu 1789 sieht er zwar weniger Begeisterung, aber dafür mehr Nüchternheit. Immerhin warnt er Victor Cousin Ende August 1830 davor, die Grenzen von 1688 zu überschreiten, ja er fürchtet, dass es bereits geschehen sei: «il fallait changer la dynastie et faire une déclaration des droits; et fortifier la Charte.» (IV, S. 45). Ganz zuletzt greift dann vollends Alterspessimismus um sich. «Meine Traurigkeit, ganz abgesehen von dem Unglück, was uns persönlich bevor-

steht, ist auf die Ausartung wie auf die Knechtschaft und Verheerung unserer Nation gerichtet. Es ist unmöglich zu verkennen, dass die schönen Eigenschaften verschwinden, welche die Zierde unserer Nation machten, Tiefe, Innigkeit, Eigenthümlichkeit, Herz und Liebe – dass Flachheit und Frechheit herrschend werden. Das kann man nicht den Zeitumständen zur Last legen, es ist ein gewöhnlicher Wandel, wie auch andere Völker ihn gesehen haben.» (IV, S. 169, 19. 12. 1830).

Wir haben in dieser Skizze bewusst Akzente gesetzt, dafür anderes zurücktreten lassen. So den eigentlich gelehrten Niebuhr mit seinen vielen wissenschaftlichen Anfragen und Mitteilungen, Erkundungen nach Quellen und Handschriften. Da schwingt jeweilen Exklusivität mit. Die Sorge über «die ausserordentliche Zunahme der Maschinerie» verbindet sich mit derjenigen über ein anderes Zeitsymptom. «Ein wahres Ereigniss, dessen Folgen nicht zu berechnen sind, ist die Errichtung einer sogenannten höheren Bürgerschule zu Cölln – ein Gymnasium, mit Ausschluss der alten Sprachen, wie es gutmüthige und philiströse Liberale wollen.» (III, S. 373, 12. 10. 1828). In die gleiche Richtung («dass nicht die Banausie auf den Thron komme») stösst die Frage: «Denn für wen soll z. B. ein übersetzter Prokopius? Für den Gelehrten nicht. Bereiten wir damit nicht jenen Zustand der Litteratur, die wir bey den Franzosen mit so grossem Recht schelten und rügen, wo der Ungelehrte über die Domäne herrschen will, welche nach der Natur der Sache dem Gelehrten zusteht?» (III, S. 267, 24./28. 2. 1828). Wenn sich auch eine gewisse Resignation ankündigt («Unsere Philologie lässt sich allerdings nicht auf die Dauer behaupten; ihre Herrschaft wird vergehen»), so ist er doch sichtlich bestrebt, das Feld nicht vorzeitig preiszugeben.

Diese Edition darf neben derjenigen der Burckhardt-Briefe als eine der grossen Beiträge schweizerischer Geschichtswissenschaft auf diesem Gebiet und zu dieser Zeit gelten. Es ist vielleicht kein Zufall, wenn beide Leistungen von Angehörigen alter Basler Gelehrtenfamilien erbracht wurden. Mit Recht hat Alfred Heuss (HZ 236, S. 107) eigens hervorgehoben, dass dieses Werk von einem einzelnen ohne institutionellen Rückhalt gemeistert werden konnte. Wieviel an Arbeit in den Anmerkungen und Registern steckt, wieviel an kost- und zeitspieligen Reisen (auch in die DDR) nötig waren, kann wohl nur ermessen, wer schon mit ähnlichen Problemen konfrontiert war. Besonders begrüssen wird man die konzentrierte Einleitung zu Band IV. Wenn auch Niebuhr kein Briefschreiber von höchstem Rang war (weil sich die Wiedergabe eines Teils in Regestform rechtfertigen lässt), so wird hier doch eine zeit- und geistesgeschichtliche Quelle von grosser Bedeutung erschlossen. Bedenkt man überdies, dass der Herausgeber daneben noch die Zeit zu anderen wissenschaftlichen Veröffentlichungen von Gewicht zu erübrigen vermochte, so ermisst man die Dimension dieses Werkes.